



Daniel Gerlach (geb. 1977) studierte Geschichte und Orientalistik an den Universitäten Hamburg und Paris IV Sorbonne. Er ist Autor und Herausgeber mehrerer Sachbücher zu Geschichte und Gegenwart der arabisch-islamischen Welt und tritt regelmäßig als Nahostexperte in deutschen und internationalen Medien auf. Gerlach ist Mitgründer und Chefredakteur des Nahost-Magazins »zenith« und Direktor des Thinktanks Candid Foundation in Berlin. Zudem ist er derzeit beratend an Dialogrunden und Friedensinitiativen in Syrien und dem Irak beteiligt.

Ein Roadtrip in die faszinierend verwobene Geschichte von Morgen- und Abendland

Daniel Gerlach ist Orientalist, Nahostexperte und manchmal auch ein Abenteurer, der die Länder zwischen Bosporus und Nil seit Jahrzehnten bereist und ihre Gegenwart so gut kennt wie ihre Geschichte. Für dieses Buch hat er sich auf den Weg gemacht, die spannendsten Geheimnisse dieser Weltregion zu Tage zu fördern. Auf seinem Roadtrip zu den Ursprüngen der drei großen monotheistischen Religionen Judentum, Christentum und Islam folgt Daniel Gerlach den Spuren von Mythen und Legenden und lädt uns dazu ein, die großen Gemeinsamkeiten von Orient und Okzident wiederzuentdecken.

DANIEL GERLACH

Die letzten Geheimnisse des Orients

Meine Entdeckungsreise
zu den Wurzeln unserer Kultur



PENGUIN VERLAG

Der Verlag behält sich die Verwertung des urheberrechtlich geschützten Inhalts dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Copyright © 2022 der Originalausgabe by C. Bertelsmann, München
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Copyright © 2024 by Penguin Verlag
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Karte: Peter Palm, Berlin

Umschlaggestaltung: Favoritbuero, München

Umschlagfoto: Florian Zettel

Autorenfoto: Mahmut Koyaş

Satz: satz-bau Leingärtner

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-328-11150-4

www.penguin-verlag.de

Inhalt

1 Tataouine	7
2 Philae	23
3 Kairo	41
4 Chaibar	59
5 Mada'in Salih	81
6 Petra	99
7 Jerusalem	123
8 Hattin	141
9 Baalbek	159
10 Babylon	173
11 Seleukia-Ktesiphon	201
12 Amara	215
13 Sulaimaniyya	233
14 Hatra	247
15 Harran	257
16 Samandağ	277
17 Antakya	295
18 Ephesus	311
19 Istanbul	327
 Anmerkungen	333
Register	353
Bildnachweis	365

Garder un secret consiste à ne le répéter
qu'à une seule personne à la fois.

Ein Geheimnis zu bewahren bedeutet, dass man es niemals
mehr als einer Person zugleich weitererzählt.

MICHEL AUDIARD
Les trois Mousquetaires (Film, 1953)

Tataouine

CHRISTEN, MUSLIME, HÄRESIEN

*Eine galaktische Schlacht zwischen Gut und Böse,
die man am besten verschläft.*

Ich überquere den Damm über den Großen Salzsee, den Schott el-Dscherid, vor mir liegen die »Tore der Wüste«. Hier verlief einst die südliche Grenze der römischen Provinz *Africa*. Eine gedachte Verbindungslinie zwischen Oasen und kleinen Wehrkastellen: der *Limes triopolitanus*. Die schon tief stehende, aber heiße Septembersonne bringt die Luft über dem Schott zum Flirren. Ein ockerfarbenes Netz aus Millionen Schuppen säumt den Damm auf beiden Seiten, als bleiche hier die abgestreifte Haut einer urzeitlichen Riesenschlange vor sich hin. Wer lange genug am Schott el-Dscherid verweilt, kann eine Luftspiegelung beobachten, eine Fata Morgana. (Das Wort mag orientalisch klingen, ist aber die italienische Bezeichnung für eine keltische Sagengestalt, der Fee Morgana oder Morgan le Fay.)

Nach etwa einer Stunde südwärts verändert sich die Landschaft. Links und rechts der kargen Ebene türmen sich nach und nach Gesteinsformationen auf. Für Geologen muss diese Gegend ein Abenteuerspielplatz sein; die verschiedenen Erdzeitalter treten hier deutlich zutage. Und auch die Paläontologen kommen auf ihre Kosten. 2002 fanden sie hier den Unterkiefer eines Spinosaurus, des größten Fleischfressers, der je auf diesem Planeten sein Wesen trieb. Auf den Rückenwirbeln seines 18 Meter langen Echsenleibs schlepppte er ein gigantisches Segel mit sich herum.

Solche Fossilien müssen es gewesen sein, die seit alters her nicht nur den Mythos der Drachen am Leben hielten, sondern auch die Überzeugung, diese Landschaft sei nicht von dieser Welt.

Sie wirkte unwirtlich, noch lange bevor man mit Teleskopen und Sonden den Planeten Mars erforschte und feststellte, dass ihre Oberfläche mit der Gegend im Süden Tunesiens eine gewisse Ähnlichkeit aufweist. Den Namen des Ortes aber kennen heute Millionen Menschen auf der Welt, er hält immer wieder fort von den Leinwänden und Bildschirmen. »Tatooine« heißt der Heimatplanet eines galaktischen Helden. Dort eröffnete George Lucas sein Weltraumabenteuer *Star Wars (Krieg der Sterne)*. Und im südlichen tunesischen Gouvernorat Tataouine begannen auch die Dreharbeiten. Am 26. März 1976. »Amerika brachte einen Krieg von intergalaktischem Ausmaß nach Tunesien«, urteilte die Nachwelt.¹ Und Hollywood nahm es mit mächtigen Gegnern auf: Sandstürmen, plötzlichen Regengüssen, die in diesem für seine Trockenheit berüchtigten Gebiet schnell zu Sturzfluten ausarten, Streit am Set und einem Autounfall des jugendlichen Hauptdarstellers Mark Hamill (Luke Skywalker). Die Produktion auf dem Wüstenplaneten stand unter keinem guten Stern.² Ein monströses, laut Konstruktionsplan 40 Meter langes und 20 Meter hohes Kettenfahrzeug, schürte das Misstrauen gegenüber den Amerikanern und rief militärische Spannungen hervor. Brachte man hier, so nahe an der libysch-tunesischen Grenze, eine geheime, bewegliche Raketenabschussrampe der US-Streitkräfte in Stellung?

Oberst Muammar al-Gaddafi, der damalige Herrscher über Libyen, entsandte Späher nach Tataouine, die dämlich geschaut haben dürften, als sie feststellten, was in dem gigantischen »Sandcrawler« tatsächlich steckte: »Jawas«, kleine fleißige Humanoiden, die auf dem fiktiven Planeten Rohstoffe abbauten, ihre zwergenhaften Leiber dabei in die braune »Qashabiya« hüllten, einen im realen Tataouine traditionellen Kamelhaarmantel mit Kapuze.

Die Sets in der Wüste blieben auch weit später noch der Stolz der tunesischen Filmindustrie. Als ich im Jahr 2009 als Autor und Regisseur von Fernsehdokumentationen in Tunesien unterwegs war, um einen geeigneten lokalen Produktionspartner zu suchen, landete ich im Büro eines jovialen Herrn, der Zigarren rauchte. Als ich ihn höflich fragte, ob er mir Referenzen nennen könne, grinste er mich durch eine blaue Wolke an, hielt einen Moment lang inne und antwortete: »Schon mal von *Star Wars* gehört?« Die Sets stehen heute noch dort, etwa der Ksar Haddada, ein mehrgeschossiger Lehmbau. In einer Episode liegt hier das Quartier eines berüchtigten Sklavenhalters.

Ein privater Verein aus Freiwilligen kümmert sich um seine Instandhaltung. Gelegentlich kommen Touristen vorbei. Sie sollen Tataouine als Hollywood-Set in Erinnerung behalten und nicht, wie die Stadt in jüngster Zeit in der deutschen Presse genannt wurde, als Terroristennest oder »Hochburg der Gotteskrieger«.³ Aus der armen Stadt Tataouine hatten sich einige junge Männer dem »IS«, dem sogenannten Islamischen Staat angeschlossen. Auch Anis Amri, der Attentäter vom Berliner Breitscheidplatz im Dezember 2016, wurde in dieser Stadt geboren. Aber in gewisser Weise schließt sich hier der Kreis dieser Geschichte.

Die Dschihadisten des IS nämlich glaubten, die finale Schlacht um Gut und Böse habe begonnen und allein sie selbst stünden auf der richtigen Seite. Auch die Handlung im *Krieg der Sterne* ist eingebettet in einen ewigen Kampf zwischen den Mächten des Lichts und jenen der Finsternis. Die Rebellen um den zum charismatischen Führer erwachten Luke Skywalker nehmen es darin mit einem übermächtigen Gegner auf. Sie dringen in einem Himmelfahrtskommando vor in das Herz des Todessterns. Viele Märtyrer bleiben zurück auf dem Schlachtfeld der Galaxie. Skywalker und seine Getreuen aber führen einen Kampf, der größer ist als sie. Auf Arabisch würde man ihn wahrscheinlich als »Dschihad« bezeichnen.

Wie passt nun der verlassene Drehort von *Krieg der Sterne* in die Religionsgeschichte? Alles ist ein Kampf zwischen Gut und Böse, zwischen Licht und Dunkel, zwischen unauflösbar Gegen-sätzen. Die »Macht« hat eine dunkle und eine helle Seite. Und am Ende erfahren wir, dass der Gute und der Böse Sohn und Vater sind. Skywalker ist als Erlöser gekommen. Und er muss der Ver-suchung durch die dunkle Seite der Macht widerstehen. Wer durch die Religionsgeschichte reist, wird immer wieder feststel-len: Ein guter Held muss denjenigen überwinden, aus dem er her-vorgegangen ist. Man denkt, nun herrsche Frieden auf Erden. Bis das Böse wieder einsickert wie Wasser in ein leckes Schiff. Und der Kampf von vorne beginnt.

Dieses Weltbild prägt die populäre Kultur unserer Zeit. Und es ist wohl eine der großen Ironien der Geschichte, dass es uns di-rekt in das frühe Christentum zurückführt, das sich vom 1. bis zum 5. Jahrhundert im Mittelmeerraum entfaltete. Es ist das Weltbild einer großen Häresie: »Gnosis«, was das griechische Wort für (ge-heimes) Wissen ist. Eine Bewegung, die sich selbst so nannte, gab es zwar nie. Nichtsdestotrotz fasst man – in Ermangelung eines anderen, passenderen Begriffs – darunter die Vielfalt an religiösen Ideen zusammen, die zum einen aus dem »neuen Weg« des Chris-tentums hervorgingen und zum anderen in das christliche Spekt-rum von außen hineinmäanderten.

Die Gemeinsamkeit all jener Strömungen ist, dass sie sich mit der Offenbarung der Bibel und des Evangeliums nicht zufrieden-geben wollten und hofften, dass das Wissen über die Geheimnisse des Kosmos' zur Erlösung führt. Und dass man so die Misere des materiellen, irdischen Lebens überwinden kann. Generationen von christlichen Autoren haben sich am Gnostizismus abgearbeitet. Und liest man die frühen Werke der Christen, hat man oft den Ein-druck, dass der Kampf gegen die Häresien die eigene Identität deut-licher prägte als der Glaube selbst.

Tatsächlich führt sogar eine Spur aus der Spätantike von den

verfolgten Gnostikern hin zu *Star Wars*. Regisseur und Autor George Lucas las die Schriften des Psychoanalytikers Carl Gustav Jung, der sich für die Gnosis begeisterte. In einem Interview erklärte Lucas einmal, dass auch ihn diese Schriften sehr geprägt hätten.⁴ Das Hollywood des 20. Jahrhunderts war schließlich nicht nur eine Traumfabrik, sondern auch durchdrungen von der Sehnsucht nach Erlösung: esoterische Zirkel, Scientologen und neue gnostische Bewegungen stießen dort auf empfindliche Seelen. Und bis heute predigen Kirchenleute gegen die Häresie der Gnosis an – etwa der Weihbischof der Erzdiözese von Los Angeles, der als solcher für Hollywood zuständig ist.⁵

Die Gnosis war der Schatten des Christentums, dessen unbotmäßiger Begleiter, der im Laufe der Geschichte immer wieder auftaucht, um alsbald wieder verjagt zu werden. Und wenn man die Geschichte der Moderne anhand ihrer Gegenbewegungen erzählen kann, so gilt dies ganz gewiss auch für das Christentum, wie wir es heute kennen. Diese Geschichte hätte einen ganz anderen Verlauf nehmen können.



Das Reich Gottes beginnt mit einem Senfkorn. Zunächst winzig klein, unscheinbar und notorisch unterschätzt, wächst daraus eine prächtige Pflanze. Dieses berühmte Gleichnis aus den synoptischen Evangelien hat das Selbstbild des Christentums nachhaltig geprägt. Eine neue Religion des Friedens musste sich in einer brutalen Welt behaupten und dafür zahllose Opfer bringen. Aber auch kräftig austeilten. Schon früh behauptete sich, was Martin Luther später wie folgt zum Ausdruck brachte: »Ein Mensch, sonderlich ein Christ, muß ein Kriegsmann sein und mit den Feinden in Haaren liegen.«⁶ Während dreier Jahrhunderte nach der Geburt des Heilands sahen sich die Christen immer wieder Verfolgungen ausgesetzt. Kaum aber hatte Kaiser Theodosius I. 380 den

orientalisch-christlichen Mysterienkult zur römischen Staatsreligion gemacht, ging es an die Verfolgung anderer Gemeinschaften. Ein christlicher Mob stürmte 391 das Serapeum von Alexandria, ein hellenistisch-orientalisches Heiligtum, und erschlug darin die heidnischen Priester und Gelehrten. Dann, um 415, wurde an der berühmten neuplatonischen Philosophin Hypatia ein Exempel statuiert: Man lynchte sie und riss ihren Leichnam buchstäblich in Stücke. (Der Rädelshörer dieser Bluttat war Bischof Kyrill von Alexandria – ein Mann, dem wir auf dieser Reise noch begegnen werden.) Und der große Augustinus von Hippo wäre wohl nie-mals ein Kirchenvater geworden, wenn die Politik des christlichen Imperiums ihn nicht gezwungen hätte, seinem vorherigen Glauben abzuschwören. Denn ursprünglich war Augustinus Ma-nichäer, hing also einer orientalischen Erweckungsbewegung an, die im christlichen Rom ebenso tatkräftig verfolgt wurde wie im heidnischen.

Die frühen Christen zankten sich über alles Mögliche: etwa um die Lehre des frühen Bischofs Arius von Alexandria, der die »We-sensgleichheit« von Jesus und Gott mit der – nachvollziehbaren – Begründung ablehnte, sie widerspreche der Lehre vom einen und einzigen Gott (zwar sollte sie ihren Widerhall später im Islam fin-den, in den frühen Jahrhunderten des Christentums aber wurde sie als Häresie geächtet). Dann stand der nächste Streit ins Haus: Was, wenn ein Christ aus Angst vor Repression oder gar der Todesstrafe dem Christentum erst abschwor, nachher aber wieder in die Gemeinde aufgenommen werden wollte? Konnte so einer abermals die Taufe empfangen?

Man wollte schließlich vermeiden, dass die Christen je nach Großwetterlage ein- und austraten wie andere in einen Fitness-club. Eine nach dem Bischof Donatus von Karthago benannte Gruppe behauptete, dass die Sakramente von der Heiligkeit der Per-son abhingen, die sie spendete: Hatte jemand die Taufe von einem Priester empfangen, der sich später vom Christentum abwandte,

war diese ihnen zufolge null und nichtig. (Stellen Sie sich vor, Ihre Versicherung kündigt Ihnen von heute auf morgen sämtliche Policien mit der Begründung, Ihr Versicherungsberater, der sie Ihnen verkauft hat, habe zur Konkurrenz gewechselt.) Dennoch fanden die sogenannten Donatisten vor allem in Nordafrika zahlreiche Anhänger, was darauf schließen lässt, dass es eigentlich mehr um Machtkämpfe und Posten ging. Die Donatisten jedenfalls wurden als innerchristliche Sekte verfolgt.

Ohne das römische Nordafrika gäbe es vielleicht gar kein Christentum. Die großen Dogmatiker der Kirche wirkten hier. Sie waren sämtlich damit beschäftigt, Fundamente des Glaubens herauszuarbeiten, vor allem aber, Häresien zu bekämpfen. Der Theologe Origines (185–254) stammte aus Alexandria, wo es eine große jüdische Gemeinde gab. Er lernte Hebräisch, bereiste Syrien und Palästina und starb mutmaßlich im Libanon. 700 Schriften gehen auf ihn zurück. Ebenso das spätere christliche Bild vom Verhältnis zwischen Gott und Mensch. Der Tunesier Tertullian (150–220) aus Karthago wiederum schrieb als Erster auf »Kirchenlateinisch«. Die Vorstellung der ewigen Verdammnis, in welcher die Sünder für immer schmoren, stammt aus seiner Feder. Die Idee, dass der Glaube eine Gnade Gottes ist, die dem Menschen die Erlösung bringt, führte Cyprian von Karthago ein (200–258). Andere bedeutende Autoren kamen aus Caesarea, Antiochia und Anatolien. Nicht nur der christliche Glaube entstand im Nahen Osten, auch die christliche Lehre ist daher wohl vor allem ein Produkt orientalischer und nordafrikanischer Kultur.

Nur aber, weil das Christentum in der Welt war, hörten heidnische Philosophen und orientalische Mysterien (Eingeweihte) nicht auf, sich einen Reim auf das zu machen, was zwischen Himmel und Erde liegt. Besonders ein im 3. Jahrhundert wirkender, aus Ägypten stammender Philosoph namens Plotin beeinflusste das Denken der spätantiken Zeit. Plotin, einer der herausragenden und zugleich untypischen Vertreter der »neuplatonischen

Philosophie«, war ein origineller Geist mit einer Neigung zu Depressionen, die er mit einem asketischen Leben aber ganz gut in den Griff bekam. Als junger Mann hatte er sich einem Feldzug Roms gegen die persischen Sassaniden anschließen wollen – allerdings nicht um zu kämpfen, sondern um die Gelegenheit zu nutzen, sich mit den Philosophien des Orients vertraut zu machen. Wer hätte damals gedacht, dass es eines Tages umgekehrt sein würde und Plotins Ideen eine solche Wirkung auf die Religionen des Orients entfalten würden? Wir werden ihm auf dieser Reise noch oft begegnen – bis in die heutige Zeit.

Plotin lehnte das irdische, materielle Dasein ab und entwarf eine umfassende Kosmologie des Geistigen, um dem Jammertal des Lebens auf Erden zu entfliehen. Für ihn gab es, aufbauend auf der Ideenlehre seines großen Idols Platon, eine höhere, rein geistige Welt und eine niedrige, die der Mensch mit seinen Sinnen wahrnehmen konnte. Das Materielle ist demnach schlecht, wenn auch nicht böse in dem Sinn, dass ihm eine schlechte Absicht innerwohnt. Es fehlt ihm einfach an dem einzigen und ewigen Guten.⁷

Die Seelen entstammen laut Plotin zwar der geistigen Welt, sie können aber hinabsteigen und mit den Körpern Verbindungen eingehen. Und hin und wieder kann die Seele die Materie so formen, dass daraus auch etwas Schönes entsteht. Interessant ist auch Plotins Gottesbild: Es ist nicht das eines alttestamentarischen Schöpfers, der redet und mit den Menschen interagiert, sondern das einer allumfassenden, nicht zeitlich oder räumlich begrenzten Macht. Sie wirkt auf den Geist (*nous*), und dieser wiederum ist die Energie, die die Weltseele in Bewegung setzt.

Wenn die Existenz des Bösen aber ein Fakt war, wie kam es dann in die Welt? Wie konnte Gott, der Allmächtige, das Böse zulassen? Es ist letztendlich diese Frage, die über die Jahrhunderte die Menschen an ihrem Glauben scheitern ließ.

Die Gnostiker, die sich ebenso wie andere Christen vom neu-platonischen Denken inspirieren ließen, propagierten skandalöse

Meinungen dazu: Gott war selbst der Urheber des Bösen. Er war nicht perfekt und hatte bei der Erschaffung der Welt geschlampt. Ein früher gnostischer Denker des 2. Jahrhunderts war Marcion aus Pontus am Schwarzen Meer. Er hatte es als Reedereibesitzer zu beträchtlichem Wohlstand gebracht und Reisen nach Persien und Ägypten unternommen, wo er mit den Glaubenswelten des Orients in Kontakt gekommen war. Marcion stiftete für sich und seine Gefolgsleute eine Akademie, an der er lehrte, dass es nicht einen, sondern zwei Götter geben müsse: den einen, gütigen Gott des Neuen Testaments und den anderen, schlechten, rachsüchtigen Schöpfergott des Alten Testaments. Marcion nannte ihn den »Demiurgen«.

Eine andere Gruppe, die in den kämpferischen Schriften der Kirchenväter buchstäblich herumgeistert, waren die Anhänger des vor allem in Ägypten und Syrien wirkenden Valentinus: Er lehrte – soweit man es aus den Schriften seiner Gegner extrahieren kann –, dass es zugleich einen einzigen Gott der Christen und mehrere Götter gab, die sich in ihm vereinten: in Form von Äonen (»Ewigkeiten«). Die Valentinianer, die sich wohl selbst zu den Christen zählten, ließen sich von persischen und mesopotamischen Ideen inspirieren. Besonders verhasst waren den Kirchenvätern offenbar jene Gruppen, die orientalische und hellenistische Mysterienkulte mit dem christlichen Gottesdienst vermengten: die »Ophiten« etwa sollen während der Zusammenkünfte Schlangen von Hand zu Hand gereicht und verehrt haben. Das Reptil (Ophis) stand bei ihnen für die Weisheit, den Logos und den Christus. Ein mythisches Wesen, das sich aufgrund seiner Beschaffenheit zwischen den Sphären des Göttlichen und des Irdischen hin- und herbewegen kann. Aber verkörperte die Schlange nicht auch Sünde, Tod und Teufel?

Wo sich der Satan breitmacht, geht es früher oder später auch um Sex. Die Valentinianer sollen eine »Heilige Hochzeit« (Hieros gamos) praktiziert haben: ritueller Beischlaf während des Gottes-

dienstes. Und wenn sich die Kirchenväter schon darüber empörten, was sollten sie dann erst zu den sogenannten Basileiden und Barbelognostikern sagen? Die vollzogen angeblich den »Sperma-kult« und zelebrierten während ihres Hochamtes den Saft, aus dem das Leben entsteht, um sich mit dem Schöpfer und dem Kosmos zu vereinigen.

»Sie gaben sich für die Vollkommenen aus, niemand könne ihnen an Größe der Erkenntnis gleichkommen, kein Paulus und kein Petrus und keiner von den andern Aposteln; sie wüssten mehr als alle und sie allein hätten die große, unsagbare Gnosis getrunken«, schimpfte über die Gnostiker der Kirchenvater Irenäus von Lyon (135–200), der eigentlich aus Smyrna (Izmir) in Klein-asien stammte.⁸ So sehr hätten die Gnostiker »der Verrücktheit die Zügel schießen lassen, dass sie behaupten, es stehe ihnen frei, jede beliebige irreligiöse und gottlose Handlung zu begehen; denn nur das menschliche Urteil unterscheide zwischen guten und bösen Handlungen.«⁹

Wie bedeutend diese Häresien tatsächlich auch waren – es scheint, dass das Christentum immer schon große Konkurrenz hatte. Besonders seitens derer, die sich ihm zugehörig fühlten. Man kämpfte gegen die Wiederkehr der alten Kultur und gegen die Verunreinigung des wahren Glaubens durch die Beigabe heidnischer Traditionen.

Als besonders häretisch empfand man offenbar die Vorstellung, dass Wissen, nicht Glauben zur Erlösung führt: »Unsere Propheten, Jesus und seine Apostel, haben sich einer solchen Lehrart bedient, daß sie nicht allein Wahrheit, sondern diese auch so vorgetragen haben, dass der gemeinste Mann sie erkennen kann.« So verteidigte Origines den christlichen Glauben gegen gleich zwei Feinde: die Heiden, die die Lehren des Evangeliums unterkomplex und sogar albern fanden. Und diejenigen, die hinter der biblischen noch eine zweite, eine geheime Offenbarung wählten.¹⁰

Das griechische Wort für Offenbarung ist »apokalypsis«, und in diesem Sinne kam mit dem Islam im 7. und 8. Jahrhundert eine »apokalyptische« Bewegung der Religion hinzu. Der ging es nicht anders als dem Christentum. Aus politischen Krisen und Katastrophen war nicht nur der Glaube an das nahende Ende der Welt wieder erwachsen, sondern auch das Bedürfnis nach Erlösung neu entflammt. Die alten religiösen Systeme hatten abgewirtschaftet und waren nicht mehr in der Lage, diese Sehnsucht zu erfüllen. Aber anstelle einer vereinenden Religion, die diese Aufgabe übernahm, entstand schon in früher Zeit eine Vielfalt von »Islamen«.

Und während die christlichen Patriarchen sich an den Gnostikern und heidnischem Gedankengut abarbeiteten, kämpften – Jahrhunderte später – die Vertreter des vermeintlich wahren Islam mit ihren eigenen Häresien. Obwohl sie den Dualismus der Häretiker – die Welt als Schauplatz eines ewigen Kampfes zwischen Licht und Dunkel, Gut und Böse – ablehnten, so praktizierten sie ihn doch in gewisser Weise selbst: Die Frage nach der richtigen und falschen Lehrmeinung wurde eine von Glaube und Sünde, von Schwarz und Weiß. Je kleiner die Abweichungen, desto heftiger die Auseinandersetzungen.

Muslime taten es in gewisser Weise ihren christlichen und – letztendlich auch den jüdischen – Vorläufern gleich: Sie verbreiteten die Legende von einer rechtgläubigen Urgemeinde, die leider nach und nach von Häretikern gespalten worden war. Und die Gott – oder ein Messias – irgendwann wieder zusammenführe, indem er Spreu vom Weizen trennt. Heilsgeschichtlich mag das Sinn ergeben. Historisch nicht. Vielfalt und widerstreitende Interpretationen waren in der Sache selbst angelegt. Sie waren nicht die Ausnahme, sondern die Regel. Und wenn sich die Geschichte des frühen Christentums anhand ihrer Widersprüche erzählen lässt, trifft das auch auf den Islam zu.

Was aber das Dogma und der Anspruch auf die Wahrheit trennt,

fügen Mythen wieder zusammen. Sie sind unendlich variabel und reproduzierbar: Niemand kann sie für sich allein beanspruchen. Sie brauchen weder Ort noch Zeit.



In meinem Rückspiegel verschwinden die Kulissen vom *Krieg der Sterne*. Was bleibt, ist die Mondlandschaft und der Eindruck, ich betrete einen anderen Planeten. Von Tataouine geht es weiter nach Süden. Auf einer Serpentinenstraße passiere ich schließlich Chennini, ein verfallenes Berberdorf, das mit seinen Höhlenwohnungen und Getreidespeichern aussieht wie ein verlassener Bienenstock.

In diese Gegend zogen sich nach und nach christliche Berber zurück, als Tunesien von muslimischen Herrschern erobert wurde. Nicht weit von hier entfernt, in Tozeur, lag eines der südlichsten Bistümer der römischen Kurie, das erst im 12. Jahrhundert seinen Betrieb einstellte.

Am Ende der Straße liegt ein verfallener, kleiner Friedhof mit einer unscheinbaren, weiß getünchten Moschee, über der sich ein eigentlich schiefes Minarett erhebt. Dort erwartet mich Anis, ein etwa 30-jähriger, fideler Mann aus Chennini mit einem indigo-blauen offenen Tagelmust, dem traditionellen Turban der Berber, auf dem Kopf. An seinem Gürtel hängt ein mächtiger Schlüssel. Von Beruf ist Anis eigentlich Steuerfachgehilfe, seine Berufung aber ist die des Wächters über dieses Heiligtum. Auf dem von einem Wall aus Natursteinen eingegrenzten Areal liegen mächtige Grabmäler. Hier müssen Riesen bestattet worden sein. Ich schreite eines der Gräber ab – es misst über fünf Meter. »Sechs«, ruft Anis lachend, während er zu mir hinüberklettert. Ich sei schließlich viel zu groß, und meine Schritte mäßen mehr als einen Meter.

Der arabische Name dieses Ortes ist *Saba'a Ruqud* (»Siebenschläfer«). Und von denjenigen, die hier begraben liegen sollen,

erzählt eine der wohl berühmtesten – und zugleich rätselhaftesten – Legenden im Koran: In alter Zeit flieht eine Gruppe frommer junger Männer vor Verfolgung. Auf dem Weg schließt sich ein Hund den Gefährten an. Mit letzter Kraft retten sie sich in eine Höhle, die sich hinter ihnen auf wundersame Weise verschließt; die Häscher sind düpiert. Aber wie können die Bewohner der Höhle nun ohne Nahrung überleben? Der Allmächtige hat auch dafür einen Plan: Er versetzt sie in einen langen Schlaf, der mehrere Jahrhunderte andauert. Sogar dafür, dass sie sich nicht wundliegen, hat Gott gesorgt: »Und wir wenden sie nach rechts und links. Ihr Hund liegt, seine Vorderpfoten am Eingang ausgestreckt«, so heißt es im Koran (Sure 18, Vers 18). Als die Gefährten der Höhle wieder erwachen und sich hinaus trauen, stellen sie fest, dass die Welt um sie herum den wahren Glauben angenommen hat. Den Seinen gibt es der Herr im Schlaf! Die 18. Sure, in der die Legende vorkommt, trägt den Titel *Al-Kahf* (»Die Höhle«).

Die christliche Tradition kennt sie als die Geschichte der »Sieben Heiligen von Ephesus«. Christliche Autoren, wie der große Gregor von Tours (538 – 594), überlieferten sie. Mit der *Legenda Aurea* (»Goldene Legende«) des Mittelalters hat sie Einzug ins Herz der abendländischen Literatur gefunden. Auch der Dichter Goethe erfreute sich an ihr.

Die Legende liegt in spätantiken griechischen Texten vor. Womöglich gibt es ein älteres syrisch-aramäisches Original, das aber verschollen ist. Manche Forscher erkennen in ihr sogar jüdische Motive aus dem Buch Daniel des Alten Testaments wieder. Der christlichen Erzählung zufolge lebten die Sieben Heiligen zur Zeit der Christenverfolgung durch den römischen Kaiser Decius (201–251): Als sie wieder aus dem Schlaf erwachen, ist die Höhle offen. Einer wagt sich in die Stadt, um Proviant zu besorgen. Als er bezahlen will, schauen die Händler verwundert zu ihrem merkwürdigen Kunden auf: Die Münzen sind seit Jahrhunderten nicht mehr im Umlauf. Und so wird das Wunder öffentlich.

In Europa gedenkt man der Gefährten an einem Tag, dem bis heute eine magische Bedeutung zugemessen wird: dem 27. Juni, dem Siebenschläfertag. An diesem Datum soll sich das Schicksal des bevorstehenden Sommers entscheiden; ob die Ernte gut ausfallen wird oder ob Sturm und Hagel sie zunichtemachen werden: »Ist der Siebenschläfer nass, regnet's ohne Unterlass.«

Beiderseits des Mittelmeeres findet man die Namen der Sieben Heiligen noch bis ins 19. Jahrhundert auf Amuletten, Zauber- und Beschwörungsformeln: Sie schützen vor Brand oder schreienden Kindern. Wer nachts nicht schlafen konnte, legte ein Papier mit den Namen der Sieben unter das Kopfkissen.

Liest man die Koransure von der Höhle jeden Freitag, wird sie für den Rest der Woche Segen spenden. Muslimische Autoren haben sie verschiedentlich interpretiert: So soll sie die Gläubigen mahnen, standhaft zu bleiben, insbesondere in Zeiten, da die Welt von Zweifeln und Unglauben heimgesucht wird. Islamistische Denker sehen in der Geschichte von der Höhle einen Beweis dafür, dass man nur lange genug ausharren müsse, um selbst den mächtigsten Feind zu besiegen: Immerhin versteckte sich auch der Al-Qaida-Chef Osama Bin Laden über Jahre in Afghanistan in einer Höhle. Und im Irak treibt sich seit einigen Jahren eine schiitische Untergrundorganisation herum, die sich *Ashab al Kahf* (»Gefährten der Höhle«) nennt und Anschläge gegen amerikanische Truppen für sich reklamiert.

Sufis, die islamischen Mystiker, rezitieren die Sure von der Höhle, um sich in einen Meditationsmodus zu versetzen. Für die aus dem Kreis der Schia kommenden Ismailiten stehen die Sieben Schläfer für die Sieben Imame. Die »Geheimreligionen« der Drusen und Alawiten haben wiederum Gefallen an dem treuen Hund gefunden – als Allegorie auf einen himmlischen Tröster, eine Figur namens Chidr, der wir auf dieser Reise noch begegnen werden. Es scheint also, dass die Geschichte der Sieben Schläfer für jeden etwas bereithält.



Es war tatsächlich in einer schlaflosen Nacht, als ich den Plan fasste, nach Tataouine zu kommen. Die Geschichte von den Sieben Schläfern erinnerte mich an einen alten Menschheitstraum von großer Aktualität. Klimawandel, Kriege, Covid, Massen auf der Flucht, religiöser Fanatismus, das drohende Ende des Planeten. Heute, im Jahr 2022 scheint mir die Stimmung allenthalben ebenso »apokalyptisch« wie zu jenen Zeiten, als das Christentum und der Islam entstanden. Wer hat sich nicht schon ausgemalt, wie es wäre, sich einfrieren zu lassen und in ein paar Hundert Jahren in einer anderen, hoffentlich besseren Welt wieder zu erwachen? (Der Glaube an das baldige Ende der Welt ist ein *evergreen* – er wird auf unserer Reise durch die Jahrhunderte immer wieder vorkommen.)

Eine Frage sollten wir indes auf sich beruhen lassen: Ob sich die Geschichte der Sieben Schläfer tatsächlich hier, im Süden von Tunesien, zugetragen habe, und damit nicht in Ephesus, wie es in der christlichen Legende heißt? Anis, der Wächter der Moschee der Sieben Schläfer, lächelt mich wissend an und weist mich auf einen Umstand hin: Die Gräber seien nicht, wie in der muslimischen Tradition üblich, in der Gebetsrichtung nach Mekka ausgerichtet. Stammt dieser heilige Ort also bereits aus vorislamischer Epoche? Warum die Gräber so gigantisch groß seien, will ich wissen. »Die Gefährten sind während ihres Schlafes immer weiter gewachsen«, lautet die Antwort. Und wenn die Moschee schon den Namen der christlichen Legende »Sieben Schläfer« trägt, warum gibt es dann nicht mehr als sieben Gräber? »Ihre Anzahl kennt Allah am besten«, antwortet Anis mit einem Vers aus der Sure von der Höhle. Und lacht.

So treten wir ein in das kleine Gotteshaus über dem Friedhof, in dessen Innerem wir eine dunkle Kammer finden. Sie muss unmittelbar unter dem schießen Minarett der Sieben Schläfer liegen. Die Wände der Kammer sind notdürftig mit Zement bestrichen. Anis entzündet eine Kerze und leuchtet in die Ecken. Dann klopft

er gegen eine Wand, hinter der ein Hohlraum liegen muss. Er klopft noch einmal. Dann folge ich seinem Beispiel. Für einen Moment harren wir still aus und warten, ob jemand das Signal erwideren wird.

Philae

DENKMAL DER EWIGEN LEIDENSCHAFT

*Ein dramatischer Mordfall und die Geschichte
von Isis und Osiris, die zwar einen Penis verloren,
dafür aber ein Herz wiederaufgefunden.*

Kurz nach Sonnenaufgang erreichen wir das Ufer des Stausees hinter dem alten Assuandamm. Der Juli ist kein Monat für Reisegruppen; zu dieser Jahreszeit vergeht kaum ein Tag, ohne dass das Thermometer auf über 40 Grad im Schatten steigt. Die Luftfeuchtigkeit ist hoch. Aber in diesem Jahr kommt die Covid-Pandemie hinzu.

Es ist menschenleer, und trotzdem haben einige Souvenirhändler am Anleger schon ihr volles Sortiment ausgebreitet. Die meisten davon mehr oder weniger originalgetreue Miniaturenrepliken von Statuen ägyptischer Gottheiten in ihrer jeweiligen tierischen Gestalt. Bastet, die aufrecht sitzende Katze, Sobek, das Krokodil, Taweret, das Nilpferd, die Schutzgöttin der Schwangeren, und hin und wieder Isis, die schlanke und schöne Frauengestalt mit ausgebreiteten Flügeln.

»Wenn wir zurückkommen, werde ich eine davon kaufen«, sagt Hourig Sourouzian, bevor sie nach meiner ausgestreckten Hand greift und an Bord eines alten Motorbootes steigt. Ich lächle sie etwas verwundert an. Dass eine Ägyptologin, die seit Jahrzehnten am Nil archäologische Ausgrabungen betreibt, noch immer Touristensouvenirs einkauft, scheint mir alles andere als selbstverständlich. Für sie ist es das. Dahinter steht weniger die Begeisterung für

Kunsthandwerk und die mythologischen Figuren. Vielmehr weiß sie, dass in Ägypten fast jeder ums Überleben kämpft. Etwas muss abfallen für die Seeanrainer. Nicht durch Almosen, sondern durch ein anständiges Geschäft.

Im Laufe der Jahre habe ich einige Ägyptenarchäologinnen und -archäologen kennengelernt. Es ist eine Welt der Aufopferung, Widerstände und großer Leidenschaft. Und so kommt es, dass man dort menschliche Extreme trifft: Gentlemen und Gentlewomen, aber auch Misanthropinnen und Misanthropen. Solche, die tagtäglich dankbar dafür sind, dass sich die Welt für die Faszination Ägyptens interessiert und ihrem Berufsstand durch allwöchentliche Fernsehdokumentationen mit zweifelhaften Titeln wie *Der Fluch des Pharaos* größte Aufmerksamkeit und manchmal sogar Starstatus beschert. Und solche, die jeden Journalisten, geschweige denn Studienreisenden, als Störer ihrer Kreise wahrnehmen und kein Hehl aus ihrer Verachtung für sie machen. In der Archäologie, besonders der ägyptologischen, so scheint es mir, trifft man die vornehmsten, aber auch die am schwersten zu ertragenden Gelehrten überhaupt.

Hourig Sourouzian gehört der ersten Gruppe an. Sie schätzt sich glücklich für das Privileg, ihren Traum leben zu können. Hourig leitet eine der spektakulärsten Grabungsstätten in Ägypten, die sehr oft, wenn auch teilweise unbeabsichtigt, auf Touristenfotos im Hintergrund auftaucht. Es sind die sogenannten Memnonkolosse am Weg zum Tal der Könige bei Luxor und das dahinter liegende, gigantische Ruinenfeld, auf dem einst der Tempel des Pharaos Amenophis III. stand.

In Assuan forscht sie nicht. Dennoch verbindet sie mit dieser Gegend eine besondere Erinnerung. Denn Hourigs Familiengeschichte ist selbst ein kleines Orientabenteuer. Sie wurde in Bagdad als Tochter armenischer Eltern geboren. Die ältere Generation war im Völkermord, den das Osmanische Reich im Ersten Weltkrieg an den Armeniern und anderen christlichen Minderheiten

verübt, umgekommen. Kurz nach Hourigs Geburt wanderte die Familie nach Beirut aus, wo der Vater jedoch nach wenigen Jahren starb. Zum Studium gelangte Hourig an die École du Louvre, die weltberühmte Schule für Kunst, Archäologie und Epigrafik in Paris. Später studierte sie Ägyptologie und kam erstmalig an jene Granitbarriere, die den Nil bei Assuan zur Stromschnelle macht und die wir heute gemeinsam besuchen. Damals, so erzählt sie mir bei der Überfahrt, war sie allein mit einem Bootsmann, der sie zu dem Heiligtum übersetzte, das zu einer lebenslangen Faszination werden sollte.

Wie zu jener Zeit ist der See an diesem Morgen klar und spiegelglatt, sodass man die Blasen, welche die Pflanzen oder die Nilhechte gelegentlich ablassen, an der Oberfläche sehen kann. Vor uns liegt ein Schauplatz aus Tausendundeiner Nacht.¹¹ In den Märchen ist von einem wundersamen Palast die Rede – und von einem jungen Mann, der seine Liebste sucht. Die aber wurde von ihrem Vater, einem Wesir, auf einer einsamen Insel in einen goldenen Käfig gesperrt und muss befreit werden. Es ist ein Ort, der wie kaum ein anderer von Aufopferung, Liebe und der Sehnsucht nach Unsterblichkeit erzählt: Philae.

Als Hourig Sourouzian zum ersten Mal diesen Ort besuchte, war das Heiligtum jedoch bis zu den Kapitellen der Säulen im Innenhof überschwemmt. Vorsichtig ruderte damals der Bootsmann entlang der Architraven über dem beidseitigen Säulengang, die wie Kaimauern aus dem Wasser ragten und den Weg zum Allerheiligsten einhegten. Am ersten Pylon, dem Tor zum Innenhof des Isis-Tempels, stand das Wasser so hoch, dass das Boot nicht hindurchpasste. Der Bootsmann staunte nicht schlecht, als die Studentin Hourig sich Hals über Kopf in den See stürzte und die letzten Meter ins Innere des Heiligtums schwamm.

Nun war sie umgeben von papyrusförmigen Kapitellen, und aus jedem Winkel starrten sie die Augen einer Göttin an. Aus deren ehemalem Gesicht wuchsen Kuhohren: Hathor, die »ferne Göttin«,

die alljährlich besänftigt nach Ägypten zurückkehrte und mit sich die Nilschwemme brachte. Argwöhnisch bewacht sie den Eingang zum Tempel der Isis.

»Ich habe die Präsenz der Götter damals gespürt«, sagt mir Hourig, als ich mit ihr an diesem Tag gemeinsam das Heiligtum von Philae betrete. Dass dies heute ganzjährig trockenen Fußes möglich ist, verdanken wir einem Meisterwerk der Ingenieurskunst. Um den Tempel vor den Fluten des Stausees zu beschützen und als Kulturerbe zu erhalten, wurden die Sakralbauten der Insel Philae zwischen 1972 und 1980 abgebaut und auf der etwas höher gelegenen Nachbarinsel Agilkia wiedererrichtet. Die Heiligtümer von Philae liegen folglich gar nicht mehr auf Philae, also dort, wo Isis das Herz ihres Göttergemahls Osiris fand, sondern an einem anderen Ort.

Während wir in das Innere des Tempels vordringen, sprechen Hourig und ich über eine der größten Kriminalgeschichten der ägyptischen Mythologie. Währenddessen unterbricht sie sich immer wieder und weist mich auf Besonderheiten in den Reliefs dieser bedeutenden ptolemäischen Anlage hin: Etwa auf die Kartuschen der ptolemäischen Könige, aus denen die berühmte Kleopatra hervorgegangen ist und die sich an den Mauern der Tempel verewigten. Oder die Darstellung des Gottes Bes, einer mit Straußfedern geschmückten, bulligen und zwerghaften Gestalt, die den Haushalt beschützt. Auf manchen Reliefs schlägt Bes vergnügt die Trommel oder spielt auf Zimbeln. An anderer Stelle entdecken wir eine der letzten hieroglyphischen Inschriften aus der Spätantike. Dann finden wir auf den Reliefs die Inkarnation des Nils, der sich wie eine Schlange um die Granitfelsen der Insel Philae wickelt, auf denen das Heiligtum der Isis in Miniaturausgabe ruht. Es ist ein so detailreich dekorerter Ort, dass man an jeder Ecke verweilen möchte.

Im Inneren des Tempels eröffnet sich die ganze Geschichte von Isis und Osiris in Reliefs. Und die Bilder erzählen, wie bereits ge-

sagt, eine Story, die an Dramatik und Tragikomik kaum zu überbieten ist.

Osiris heißt darin der König des ägyptischen Pantheons, die ungefochtene Nummer eins. Die schöne Isis ist seine Schwester, die ihm zugleich als Gemahlin auserkoren ist. Aber wie alle vom Glück Beschenkten, die an das Gute im Menschen – bzw. in den Göttern – glauben, unterschätzt Osiris die Gefahren, die im nächsten, familiären Umfeld lauern: Neid!

Seth, der Bruder des Götterkönigs, will Osiris anstelle des Osiris werden. Der Missgünstige spielt nun also den großen Schurken in diesem sich rapide zuspitzenden Götterdrama. Als Osiris sich in Nubien aufhält – im alten Ägypten mussten auch Götter gelegentlich verreisen, um sich ein Bild von der Lage im Reich zu machen – schmiedet Seth ein teuflisches Komplott, bei dem ihm 72 Männer sekundieren. Er lässt einen prächtigen Sarg anfertigen, der zunächst nichts weiter sein soll als ein Partygag.

Denn kaum ist Osiris zurückgekehrt, wird ein Bankett gefeiert, und Seth, den man zwar zwielichtig findet, der mit seinem kurzweiligen Humor und seinen originellen Einfällen aber immer eine Traube aus Gästen um sich scharen kann, lässt den Sarg vorführen. Nach und nach sollen sich die Götter hineinlegen. Wem das Totenbett am besten passt, der hat das Spiel gewonnen. So will auch der vermutlich von der Reise müde, aber gutmütige Osiris kein Spielverderber sein. Nur ahnt er nicht, dass er der Sieger sein wird. Sein Bruder nämlich, der Osiris' Körpermaße genau kennt, hat den Sarg eigens für ihn anfertigen lassen. Bevor Osiris jubelnd die Arme in die Höhe recken, unter dem Applaus der heiteren Gesellschaft wieder dem Sarg entsteigen und das Dinnerjackett überziehen kann, wird es dunkel über ihm. Seth hat Osiris dort, wo er ihn immer haben wollte. Er lässt den Sarg geschwind mit Blei versiegeln – und ab dafür. Der Sarg landet im Nil und wird bis an die Küste des Libanon gespült.

Mit einem hat der triumphierende Seth allerdings nicht gerech-

net: der Macht der Liebe. Die Gemahlin und Schwester des Geimeuchelten macht den Leichnam des Osiris ausfindig und lässt ihn zurückholen. Dabei ist ihr ausgerechnet ihre Schwester Nephthys, die Verlobte des Fieslings Seth, behilflich. Mit ihr soll Osiris vor seinem Tod im Bett gewesen sein, was zumindest aus einem Zauberspruch hervorgeht, den man später im Inneren einer Pyramide fand.¹² Auch der griechische Autor Plutarch weiß davon zu berichten, dass »Isis erfuhr, dass unbewusst Osiris ihrer Schwester, als wäre es Isis selbst, in Liebe beigewohnt habe«.¹³ (Glücklicherweise war der Ehebruch also nur ein Versehen.)

Isis wünscht sich einen Nachkommen von Osiris und muss über ihren Schatten springen. Seth wiederum erfährt von der dramatischen Rückholaktion und will nun kein Risiko mehr eingehen: Er bemächtigt sich des königlichen Leichnams, zerstückelt ihn und wirft die Glieder abermals in den Fluss. Da es 42 an der Zahl gewesen sein sollen, wird man später entlang des Nils einige Dutzend Osiris-Heiligtümer finden. Das Herz des Gottes wird der Nil auf Philae anspülen.

Nun aber ist Isis am Zug. Sie und ihre Schwester Nephthys fliegen womöglich sogar im Falkenkostüm nilabwärts, um den Verbleib der Gliedmaßen aufzuklären. Und sie holen sich fachmännische Hilfe, unter anderem bei Thot, dem ibisköpfigen Mondgott, der als besonders weise, gebildet und zudem als Meister der Magie gilt. Und bei Anubis, dem Gott der Mumifizierung, der sich als Experte für die Wiederherstellungs chirurgie erweist. Die Teile werden wieder eingesammelt und der Körper mit einer Art Ganzkörperverband wieder zusammengesetzt: So wird Osiris zur ersten Mumie in der ägyptischen Geschichte (und wir wissen endlich, warum Mumien so aussehen, wie sie aussehen). Kaum ist das Wunder vollbracht, stellt sich die nächste Katastrophe ein, denn man stellt fest, dass ein entscheidendes Körperteil fehlt. Hier kommen die Nilhechte ins Spiel, die uns am Morgen bei der Überfahrt nach Philae schon begegnet sind. Ein solcher hat nämlich den Penis

des Osiris verschluckt, was im Übrigen der Grund dafür ist, dass man an Osiris-Heiligtümern in der Regel keine Darstellung von Fischen findet. Eine Frage der Pietät. Der Übeltäter ist sogar namentlich überliefert: Oxyrhynchus. Er ist damit sozusagen der Stammvater der Mormyridae, auch »Elefantenfische« genannt. Das Andenken des Osirisglieds tragen diese seither als Rüssel im Gesicht, was ihnen ein unvorteilhaftes Äußereres verleiht. Strafe muss sein.

Isis fertigt sich nun einen hohlen, hölzernen Ersatz an, um die Empfängnis einzuleiten. Sie nimmt ein weiteres Mal die Gestalt eines Falken an, setzt sich auf die Lenden des wieder zusammengesetzten Osiris und fängt an, mit den Flügeln zu schlagen wie ein Greif im Rüttelflug. Dadurch haucht sie dem Toten neuen Odem ein. Ein Relief in einer Dachkammer des Isis-Heiligtums von Philae zeigt lebendig, wie dieser für einen Moment erwacht und sich vom Licht geblendet die Hand über die Augen hält. Ehe er aber in den Genuss des neuen Lebens kommt, hat Isis seinen Samen schon empfangen. Osiris hat seine Aufgabe erfüllt und kann ge trost ins Totenreich zurückkehren, das er seitdem beherrscht.

Für einen Moment ist Isis gelungen, was die ägyptische Kultur über Jahrtausende mit großer Anstrengung versuchte: dem Tod ein Schnippchen zu schlagen. Der Auferstehungsmythos ist perfekt. Aus der künstlichen Befruchtung entsteht der falkenköpfige Sonnengott Horus, der sogleich an eine Spitzenstelle im Pantheon vorrückt.

Die Reliefs im Inneren des Isis-Tempels erzählen diese Geschichte. Wer allerdings hofft, dass sich die Szenen dort wie in einem Comic aneinanderreihen, wird enttäuscht. Man muss sie sich unter der fachkundigen Anleitung von Ägyptologen wie Hourig Sourouzian zusammensuchen, was im Übrigen auch für den Text gilt: Die Elemente dieser fabelhaften Story finden sich verstreut in Pyramidentexten, Zaubersprüchen und späteren griechischen Quellen, die vom Alten Reich (ca. 2700 bis 2200 v. Chr.) bis in die Römische Antike reichen, besonders zum Autor Plutarch, der selbst